

Mutter soll nicht ins Heim

Die Bundesregierung möchte die Situation von Menschen verbessern, die ihre Angehörigen zu Hause pflegen. Aber was hilft jenen wirklich, die sich solch eine schwere Last aufbürden? Zwei Frauen erzählen, wie es ist, eine schwerkranke Mutter zu pflegen.



Wenn sich das ganze Leben ändert: Renate Krüger (64, li.) und ihre Mutter Marie Drebber (94).

Fotos: LUTZ RÖSSLER

„Irgendwann bricht das System zusammen“

Hanneli Döhner leitet den Schwerpunkt Sozialgerontologie am Uniklinikum Hamburg-Eppendorf und ist Vorstandsmitglied des Vereins „wir pflegen“, der Interessen pflegender Angehöriger vertritt.

Lübecker Nachrichten: Was ist wichtiger: eine gute öffentliche Pflege-Infrastruktur oder mehr Pflege in der Familie?

Döhner: Worum es eigentlich geht, ist, gute Mischformen aus professioneller und familiärer Pflege zu finden. Alle Studien ergeben, dass es eine hohe Pflegebereitschaft in der Familie gibt. Aber wer rund um die Uhr einen Angehörigen pflegt, der wird mit gesundheitlichen Folgeproblemen zu rechnen haben. Viele sagen, sie möchten den Beruf nicht aufgeben, die Pflege aber auch nicht.



Hanneli Döhner vom Uniklinikum Eppendorf.

LN: Wäre das Pflegezeitgesetz ein Schritt in die richtige Richtung?

Döhner: Gut ist, dass man über dieses Thema überhaupt anfängt nachzudenken. Aber der Vorschlag ist nicht zu Ende gedacht. In Deutschland verdienen die Frauen meistens weniger – deswegen bleiben dann meistens die Frauen zu Hause. Das würde auch ein Pflegezeit-Gesetz nicht ändern.

LN: Was wäre denn eine sinnvolle Maßnahme?

Döhner: Zum Beispiel, das Pflegegeld zu erhöhen. Für viele würde es die Pflege erleichtern, wenn sie nicht befürchten müssen, in die Armut abzugleiten.

LN: Wie ist es um die öffentliche Wertschätzung der familiären Pflege bestellt?

Döhner: Zu den Belastungen, aber auch den positiven Aspekten, gibt es Aufklärungsbedarf. Schon jetzt gibt es einen Mangel an Pflegefachkräften. Das heißt: Wenn die Rahmenbedingungen für familiäre Pflege nicht verbessert werden, bricht irgendwann das ganze System zusammen. Wer noch nicht betroffen ist, neigt dazu, das Thema zu verdrängen. Aber in irgendeiner Form wird jeder irgendwann davon betroffen sein – ob als Pfleger oder als Pflegebedürftiger.

Interview: Hanno Kabel

Service

Pflegebedürftige und Angehörige können sich mit Fragen kostenlos an Pflegestützpunkte wenden:

Lübeck: Kronsfordter Allee 2 - 6, ☎ 0451 / 122 49 31. Sprechzeiten: Montag, Dienstag und Freitag 9 bis 12 Uhr, Donnerstag 14 bis 18 Uhr. Jeden ersten Mittwoch im Monat Außensprechstunde in Travemünde (Torstraße 1) von 9.30 bis 12 Uhr.

Kreis Herzogtum Lauenburg: Mölln, Wasserkrüger Weg 7, ☎ 04542 / 82 65 49. Sprechzeiten: Montag bis Freitag 9 bis 12 Uhr, Dienstag zusätzlich 16 bis 18 Uhr. Die Nebenstelle in Geesthacht (Bogenstraße 7) ist unter ☎ 04152 / 80 57 95 zu erreichen.

Kreis Segeberg: Norderstedt, Heidbergstraße 28, ☎ 040/52 88 38 30. Sprechzeiten: Montag, Mittwoch und Freitag 9 bis 12 Uhr, Dienstag 14 bis 17 Uhr.

Die Kreise Stormarn und Ostholstein haben keinen Pflegestützpunkt. Das **Pflegenottelefon** 01802 / 49 48 47 ist Tag und Nacht besetzt.

VON HANNO KABEL

Die Ärzte im Krankenhaus sagten, sie könnten nichts mehr für Anni Stöltling (74) tun. Da sagte Stefanie Henningsen (54), die Tochter: „Mama, das kriegen wir alles hin“, und zog bei ihrer Mutter ein. Das war vor einem Jahr.

Das Fenster neben Anni Stöltlings verstellbarem Bett geht auf die Türme der Marienkirche. Sie lebt seit 30 Jahren in ihrer Wohnung in der Lübecker Altstadt. Man hört ein Brummen und Blubbern wie von einem Aquarium, dazu ein regelmäßiges Zischen: Ein Gerät pumpt Sauerstoff in Anni Stöltlings Nase. Täte es das nicht, wäre sie bald tot. Ihre Lunge leistet nur noch so viel wie die eines dreijährigen Kindes. Schon wenn sie Zeitung liest, gerät sie außer Atem. Meistens sieht sie fern. Sie hat ein Lungenemphysem, und das, sagt ihre Tochter, sei nur eine von 13 Diagnosen.

Stefanie Henningsen arbeitet in Vollzeit als Altenpflegerin. Das sei von Vorteil, sagt sie: „Ich weiß, an wen man sich wenden muss.“ Sie fand mit viel Mühe eine Ärztin, die zu ihrer Mutter ins Haus kam. Sie wusste, welche Pflege-Utensilien man wo kaufen kann. Als der Beistelltisch fürs Bett zwei Wochen lang nicht kam, hat sie sich von ihrem Arbeitgeber einen ausgeliehen.

Früher hatte sie viele Freunde und Bekannte. Jetzt gibt es nur noch kurze Treffen beim Kaffee. Ihre Mutter möchte in der Wohnung nicht so viel Trubel haben. Die Tochter würde gern in Teilzeit arbeiten, aber das kann sie sich nicht leisten.

Sie kriegt es trotzdem alles hin, irgendwie. Sie wäscht ihre Mutter, was jedesmal über eine Stunde dauert. Sie bereitet ihr die Mahl-

zeiten zu, sie erledigt den Papierkram, und zwischendurch geht sie arbeiten. In der Zeit ist einer der Brüder für die Mutter da, und der andere kommt während seiner Mittagspause und bringt die Einkäufe. Mindestens einmal im Monat tragen sie ihre Mutter im Rollstuhl aus dem ersten Stock hinunter auf die Straße zu einem Spaziergang. Die Mutter hat einen Klingelknopf und ein Telefon neben dem Bett. „Wir gucken immer, ob alle Handys schön aufgeladen sind“, sagt die Tochter.

Stefanie Henningsen ist geschieden und kinderlos. Ihre Brüder haben auch keine Kinder und wohnen in der Lübecker Altstadt. Einer von ihnen ist arbeitslos. Als Team konnten die Geschwister verhindern, dass ihre Mutter in ein Pflegeheim kommt. „Ich möchte nicht von fremden Leuten versorgt werden“, sagt die Mutter. „Und dann die vielen anderen alten Leute – das wäre nichts für mich.“

Wenn Stefanie Henningsen einmal alt und gebrechlich wird, dann werden da keine Söhne und Töchter sein, die sich um sie kümmern. „Ich hab' keine Angst, in ein Pflegeheim zu gehen“, sagt sie. „Ich hab' das nötige Durchsetzungsvermögen.“ – „Ja, heute“, sagt ihre Mutter.

Sie sitzt in ihrem Rollstuhl, der Fernseher läuft, das Sauerstoffgerät brummt. Bald muss die Tochter zur Spätschicht, dann kommt der Sohn. „Wir haben immer gut zusammengehalten“, sagt Stefanie Henningsen.

Vor neun Jahren setzte Renate Krüger sich mit ihrer Mutter bei einem Empfang auf einem Kreuzfahrtschiff an einen Tisch. Am Ende dieses Abends wusste sie, dass ihr Leben sich von Grund auf ändern würde. Gegen-

über saß ein fremdes Ehepaar. Ein Gespräch entspann sich. Wo sie herkämen, fragte die Mutter die fremden Leute. Aus Stuttgart, sagten sie. „Aus Stuttgart?“, fragte die Mutter völlig wirr, „sind Sie extra heute angereist?“ Renate Krüger war wie vom Donner gerührt. „Ich wusste nicht, wie ich mich verhalten sollte.“ Und es kam noch schlimmer. Später, in der Kabine, rief ihre Mutter, damals schon weit über 80 Jahre alt: „Ich will nach Hause! Ich will zu meiner Mutter!“

Renate Krüger (64), die kinderlose, früh verwitwete Tochter, zog mit ihrer Mutter zusammen. Marie Drebber (94) weiß nicht mehr, dass Renate Krüger ihre Tochter ist. Sie weiß nicht einmal, wer sie selbst ist, wo sie wohnt, was sie am Morgen, was sie gerade eben getan hat. Keine Minute darf sie allein bleiben – sonst läuft sie weg. Gemeinsame Spaziergänge oder Autofahrten helfen gegen die Unruhe. Einmal im Monat gehen sie ins Sinfoniekonzert. Sie leben in einer

Eigentumswohnung in Timmen-dorfer Strand mit weitem Blick auf die Lübecker Bucht. Antike Möbel und schwere Silberschalen stehen im Wohnzimmer, ein gut lesbarer „Chanel“-Schriftzug prangt auf Renate Krügers sorgfältig drapierten Halstuch. Geld, das sagt alles an ihr und um sie herum, Geld ist nicht das Problem.

Aber Geld löst auch nicht alle Probleme. Renate Krüger musste viel lernen und viel dulden. Wenn sie genervt reagierte, dann wurde ihre Mutter aggressiv. Manchmal schlug sie um sich, und dann konnte man diese kleine, zerbrechliche Frau nicht mehr beherrschen. „Ich war manchmal verzweifelt. Was meinen Sie, wie oft ich geheult habe!“, sagt Renate Krüger. Einmal, als sie es nicht mehr aushielt, ist sie für ein paar Stunden weggegangen. „Dann kam ich zurück, und meine Mutter sagte: ‚Ach, wie schön, dass du mich auch mal wieder besuchst.‘“ Sie in ein Heim zu geben, das kam



Die Lunge eines dreijährigen Kindes: Anni Stöltling (74, li.) und ihre Tochter Stefanie Henningsen (54).

Ministerin Schröder und die neuen Wege in der Pflege

VON ARNOLD PETERSEN

BERLIN - Für Vollzeit-Beschäftigte soll es ab nächstem Jahr einfacher werden, den Beruf mit der Pflege von Angehörigen zu vereinbaren. Bundesfamilienministerin Kristina Schröder (CDU) hat gestern in Berlin ihr Konzept einer Familienpflegezeit konkretisiert. Nach ihrer Planung soll es im ersten Halbjahr 2011 in Kraft treten.

Das Modell sieht vor, dass Arbeitnehmer ihre Arbeitszeit für maximal zwei Jahre auf 50 Prozent reduzieren können und in diesem Zeitraum trotzdem 75 Prozent ihres Gehalts beziehen. Um

den Vorschuss zu tilgen, müssen sie später wieder voll arbeiten, bekommen dann aber auch nur 75 Prozent des Gehalts, bis das Zeitkonto ausgeglichen ist.

Um Arbeitgebern die Sorge zu nehmen, auf dem vorstreckten Lohn womöglich sitzen zu bleiben, weil der Beschäftigte nicht zurückkommt, plant die Ministerin eine Pflichtversicherung. Sie springt bei Berufsunfähigkeit und Tod des Beschäftigten ein, nicht aber bei Zahlungsunfähigkeit. Dieses Risiko bleibt beim Arbeitgeber. Die monatlichen Versicherungsbeiträge sollen im unteren zweistelligen Bereich liegen. Für

kleine und mittlere Unternehmen – Schröder denkt an eine Größe bis zu 250 Beschäftigte – ist eine weitere Sicherung geplant. Sie sollen bei Liquiditätsproblemen zinslose Darlehen der staatlichen KfW-Bank für Lohnvorleistungen in Anspruch nehmen können. Auch das Risiko eines Ausfalls soll bei Unternehmen dieser Größe der Staat tragen.

Die Ministerin sprach von einer modernen Sozialpolitik. „Mit dem Konzept treffen wir den Nerv der Menschen“, ist die CDU-Politikerin überzeugt. Es trage unterschiedlichen Bedürfnissen Rechnung: dem Trend zur Vollzeitar-

beit gerade bei Frauen, dem Wunsch, sich trotz Berufstätigkeit möglichst zu Hause um Familienangehörige zu kümmern und der angespannten Lage der Sozialkassen. „Wir werden uns von der Illusion verabschieden müssen, jedes Problem mit mehr Geld zu lösen. Wir müssen neue Wege gehen“, meinte die Ministerin.

Die Familienpflege richtet sich an Vollzeit- oder annähernd Vollzeitbeschäftigte. Eine halbe Stelle soll nicht noch einmal halbiert werden können. Unternehmen mit weniger als 15 Mitarbeitern können das Kürzertreten gewähren, müssen es aber nicht.

Für die rund 600 000 Pflegekräfte wird es voraussichtlich zum 1. August einen gesetzlichen Mindestlohn geben. Er wird im Osten 7,50 Euro und im Westen 8,50 Euro je Stunde betragen. Bundesarbeitsministerin Ursula von der Leyen (CDU) kündigte an, sie werde von einer Kommission einvernehmlich vereinbarten Mindestlohn verbindlich für die gesamte Branche verordnen. Die Einführung wurde möglich, nachdem Bundeswirtschaftsminister Rainer Brüderle (FDP) nachgegeben hatte. Er setzte allerdings eine Befristung durch. Der Mindestlohn Pflege gilt bis Ende 2014.